

von Einleitung und Schluss zurückhaltend und warnt vor Anachronismen. Dass er dennoch den Vergleich mit der Rolle Serbiens im zerfallenden Jugoslawien in den neunziger Jahren wählt, um »den serbischen Nationalismus als eigene historische Kraft« verständlich zu machen, erscheint ebenso akzeptabel wie der Blick auf das multiethnische Österreich-Ungarn aus der Perspektive der heutigen EU: Im damals anachronistisch erscheinenden Vielvölkerstaat lassen sich heute moderne Züge entdecken. Auch das Nebeneinander von dem Mord in Sarajewo 1914 und dem Anschlag auf das *World Trade Center* in New York 2001 mag veranschaulichen, wie ein einzelnes Ereignis politische Optionen zunichtemachen kann und andere bis dahin unwahrscheinliche Realität werden lässt. Auch dass man die öffentliche Wirkung des Mordes von Sarajewo mit den tödlichen Schüssen auf John F. Kennedy in Dallas in Beziehung setzt, ist legitim.

Clark bedient sich in der von Norbert Juraschitz vortrefflich erstellten deutschen Fassung neben neutraler auch traditionell wertender Begrifflichkeiten. So steht der »Kriegsbeginn« neben der Unvermeidlichkeit implizierenden Metapher des »Kriegsausbruchs«. Getötete Soldaten kommen »zu Fall«. Angesichts des schließlich erfolgreichen Drängens, im Auslandseinsatz getötete Bundeswehrangehörige als *Gefallene* zu bezeichnen, ist weitgehend in Vergessenheit geraten, dass der Euphemismus des Fallens für die in und vor den Schützengräben des Ersten Weltkriegs grausam Getöteten unangemessen ist.

Das vorwiegend aus der Literatur gearbeitete, vergleichsweise wenig Archivbestände berücksichtigende Buch wird seinen Platz in der Reihe von Gesamtdarstellungen über die Vorgeschichte des Ersten Weltkriegs finden – als stilistisch exzellentes Werk, das den Übergang von einer fruchtlos gewordenen Kriegsschulddebatte zu einer dem Netz der Akteure *sine ira et studio* auch im Detail nachspürenden Forschung markiert.

RALF FORSBACH (BONN)

■ Osteuropäische Einwanderer in Paris 1880–1940

Michael G. Esch, *Parallele Gesellschaften und soziale Räume. Osteuropäische Einwanderer in Paris 1880–1940*, Frankfurt am Main (Campus) 2012, 483 S., 49,90 €

Mit seiner beeindruckenden Studie über osteuropäische Migrant_innen in Paris erweitert Michael Esch die historische Migrationsforschung, indem er Einwander_innen als Subjekte mit eigensinnigen Praktiken versteht. Er zielt dabei auf »eine Annäherung an die Formen, in der sich die wirklichen Migranten und Migrantinnen [...] ihre Umgebung kognitiv und physisch aneigneten; wie sich welche Netzwerke, Milieus, sozialen Räume herausbildeten, welche Selbstverortungen in Kontakten untereinander sowie zwischen Einwanderern und Einheimischen in welcher Weise verwendet wurden und was diese für die Beziehungen der Subjekte zueinander aussagen«. Dazu nutzt Esch die Konzepte Milieu und sozialer Raum. Er definiert Milieu als alltagsweltlichen Lebenszusammenhang, der sowohl gesellschaftliche Strukturen als auch individuelle Dispositionen vermittelt. Das Milieu ist in einem sozialen Raum situiert, der topografisch wie symbolisch zu verstehen ist. Darauf aufbauend entwickelt Esch den Begriff des virtuellen sozialen Raumes, der sich gleichzeitig inner- und außerhalb des topografischen Raumes konstituiert. Dieses Konzept ermöglicht ihm die Analyse »mehrerer konkurrierender oder paralleler Vergemeinschaftungen« ebenso wie eine Beschreibung der Flexibilität migrantischer Räume.

Die Untersuchung ist als Mikrostudie angelegt, die quantitative und qualitative Methoden produktiv verknüpft und durch eine »dichte Beschreibung« sowohl Alltagsrealität als auch Selbstverständnis der Migrant_innen erschließt. Hierzu nutzt Esch Diensttagebücher von Polizeikommissariaten, Einbürgerungsdossiers und Überwachungsberichte. Seine quantitativen Daten

zu rund 30.000 Personen wie auch das qualitative Material interpretiert er hinsichtlich der »identitären Kategorien« regionale Herkunft (Ethnie, Nationalität), Religion/Konfession, Geschlecht, Klasse, Familienstand und Stadtviertel als Ressource, wobei die Überschneidung der Kategorien Herkunft und Religion besonders zentral ist, denn situationsbedingt sah ein russischer Jude eher in einem polnischen Katholiken denn in einem elsässischen Juden einen Landsmann, da ersterer ihm vom regionalen und migrantischen Hintergrund näher war.

Im ersten, umfangreicheren Teil der Studie schildert Esch mit den Stadtteilen St. Gervais, Clignancourt, Val de Grâce und La Muette vier Fallbeispiele topografischer Milieus und untersucht den Zusammenhang von sozialem Raum mit sozialen Klassen. Mit unterschiedlichen Schwerpunkten beschreibt er hier Wohnen, Arbeit, Submilieus, migrantische Infrastruktur (wie Synagogen, Kultureinrichtungen, Geschäfte, Gastgewerbe) sowie deren soziale Funktionen. Konflikte, teilweise auch gewaltvolle, lassen die Handlungsmöglichkeiten, Lebensentwürfe, Verhaltensformen, Netzwerke und Unterstützungsstrukturen in den Vierteln und über diese hinaus an einer Vielzahl von Beispielen deutlich werden. Die Leserin lernt so unzählige Männer und Frauen aus Osteuropa kennen, unter ihnen Studierende, Handwerker, Ladeninhaberinnen, Kleinkriminelle, Adlige, Sozialrevolutionäre, Ärztinnen, Spione, entlaufene Jugendliche, Prostituierte, Arbeiter aus Polen, Russland, Österreich-Ungarn, Rumänien, dem Deutschen Reich u. a., ebenso wie die Quellen umgekehrt immer wieder den Blick der Polizei (oder auch: des normativen Diskurses in Frankreich) beleuchten.

Im osteuropäisch-jüdischen Viertel St. Gervais arbeiteten viele Menschen in der Textil- und Bekleidungsindustrie oder im Straßenhandel und entwickelten über die Jahre eine »ethnische Ökonomie«. Die Migrant_innen eigneten sich das Viertel an, indem sie es als Eigenes interpretierten und

vierteltypische Umgangsformen übernahmen. In diesem proletarischen Viertel spielten außerdem Sexarbeit, Zuhälter, Freier, (Angst vor) Frauenhandel und Kleinkriminalität eine Rolle. Auch in Clignancourt als einem ostjüdischen *quartier* fanden Migrant_innen ihr Einkommen im Straßenhandel, mit (Lebensmittel-)Läden, im Handwerk und in der Prostitution. Demgegenüber lebten im Val de Grâce am anderen Ufer der Seine osteuropäische Intellektuelle und Revolutionäre, in La Muette »alte und neue Aristokraten«, von denen viele zur so genannten weißen Einwanderung von Gegnern der Oktoberrevolution gehörten. Die beiden letzteren Viertel sind, so Esch, nicht im engeren Sinne als Einwandererviertel zu identifizieren, da es »an einer migrantischen Aneignung des städtischen Raumes« fehlte. Zudem waren die Grenzen zu den französischen Milieus in diesen beiden Stadtbezirken fließender. Esch wertet das umfangreiche Quellenmaterial sorgfältig aus, argumentiert abwägend und befragt seine Ergebnisse immer aus mehreren Perspektiven. Dabei wird allerdings nicht ersichtlich, warum er quantitative Darstellungen einbezieht, zumal er deren Aussagekraft im Fließtext teilweise selbst hinterfragt.

Im zweiten Teil der Studie liest Esch seine Ergebnisse noch einmal quer und widmet sich den symbolischen Milieus der Migration. Dabei geht es um die Partizipation am öffentlichen Raum (des Viertels oder des »nationalen« Diskurses), um Netzwerke, migrantische Vergemeinschaftungen und Aneignungen. Er untersucht landsmannschaftliche, politische und militärische Vereine, die Arbeiterbewegung, Wohltätigkeits- und religiöse Organisationen der unterschiedlichen Migrant_innengruppen, aber auch ihre französische und internationale Vernetzung. Die sich hierbei herausbildenden symbolischen Milieus waren mit den topografischen Räumen nicht immer identisch. Neben den multiplen Interpretationen des städtischen Raumes durch die Migrant_innen wurde dieser weiter von der französischen Bevölkerung

genutzt, oft genug ergaben sich auch Überschneidungen. Insbesondere die von Esch eindrücklich geschilderten Veränderungen durch den Ersten Weltkrieg machen zu einen die Kontingenz ethnischer und nationaler Zuschreibungen deutlich, was jedoch das Selbstverständnis der Migrant_innen kaum beeinflusste. Zum anderen kann Esch zeigen, wie sich die migrantische Politik von rechts bis links im öffentlichen Diskurs (neu) verortete und diesen aktiv für ihre Ziele nutzte. Gerade in diesem zweiten Teil erweist sich der lange Untersuchungszeitraum von 1880 bis 1940 als äußerst ergiebig, da Esch Kontinuitäten ebenso wie veränderte Formen der Partizipation von Migrant_innen herausarbeitet. Etwas zu kurz geraten sind zuweilen die historische Kontextualisierung (wie die russischen Revolutionen, der Erste Weltkrieg oder die deutsche Besatzung), genauere Informationen über veränderte rechtliche Normen (bspw. die Einführung einer *carte d'identité* 1917) oder über die Stadtgeschichte.

Dem bisherigen Fokus der Historischen Migrationsforschung auf die sozio-politische Makroebene und strukturelle Faktoren stellt Esch mit seiner Mikrostudie eine theoretisch-methodologisch fundierte Untersuchung migrantischen Lebens entgegen. Diese Erweiterung von und Kritik an der bisherigen Migrationsforschung wird nicht nur in der Konzeption der Studie selbst deutlich, sondern äußert sich beispielweise auch darin, dass sich Esch programmatisch für das Einheimisch-Werden interessiert statt die Frage nach Integration oder Assimilation zu stellen. Er betont, dass Aneignungsprozesse auch wegen der Differenz zwischen Einwanderung und Emigration (mit der Hoffnung auf Rückkehr) verschieden verliefen. Leider werden die im Titel hervorgehobenen parallelen Gesellschaften nicht näher als Konzept ausgeführt, sondern ergeben sich eher implizit vor allem im Schlusskapitel. Eine dezidierte Neubestimmung des Begriffs wäre gerade angesichts der aktuellen, polarisierenden Debatten um

vermeintliche Parallelgesellschaften wünschenswert gewesen.

LEVKE HARDERS (BIELEFELD)

■ Meine Lehrerin Dr. Dora Lux

Hilde Schramm, *Meine Lehrerin Dr. Dora Lux. 1882–1959. Nachforschungen, Reinbek bei Hamburg (Rowohlt) 2012, 432 S., 33 Abb., 19,95 €*

Mit *Meine Lehrerin, Dr. Dora Lux* hat Hilde Schramm das persönliche Porträt einer Frau vorgelegt, die ihre eigene Entwicklung nachhaltig prägte. Als Tochter des verurteilten Kriegsverbrechers Albert Speer wurde Schramm zwischen 1953 und 1955 von Dr. Dora Lux an der Elisabeth-von-Thadden-Schule in Heidelberg unterrichtet. Dieser Unterricht im Fach Geschichte durch eine von den NationalsozialistInnen zur Jüdin gemachten und verfolgten Frau eröffnete Hilde Schramm eine Gegenperspektive zu ihrem eigenen familiären Hintergrund. »Meine Herkunft zwang mir eine frühe und nicht abschließbare Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus auf. Für meine Selbstfindung war jedoch der Einfluss von Menschen entscheidend, die eine Gegenwelt zur NS-Ideologie verkörperten [...]. Eine solche Erfahrung verdanke ich meiner Lehrerin Frau Dr. Lux.« Die Biographie von Dora Lux ist im Kontext von Hilde Schramms eigener, nach ihren Worten nicht abschließbarer Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus und den Taten der Elterngeneration zu lesen. Hilde Schramm hat mit der Gründung der Stiftung *Zurückgeben* ebenso wie mit ihrem vielfältigen zivilgesellschaftlichen Wirken diese unabschließbare Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus engagiert vorangetrieben. Auch die vorliegende Biographie ist ein Bestandteil davon. Es handelt sich nicht um ein fachwissenschaftliches Werk, sondern um die Arbeit einer engagierten Emerita der Erziehungswissenschaften, die sich an die interessierte Öffentlichkeit wendet.

Dora Lux (1882–1959) muss eine beeindruckende Person gewesen sein. Sie machte in Berlin Abitur, als dies für Frauen bei Weitem noch keine Selbstverständlichkeit war. Anschließend studierte sie in Heidelberg und München. In Berlin trat sie dann ihre erste Stelle als Lehrerin an. Trotz des geltenden Zölibats für Lehrerinnen war sie verheiratet und hatte zwei Kinder. Die Shoah überlebte sie auf ungewöhnliche Weise, indem sie sich nicht bei der Jüdischen Gemeinde registrieren ließ und so der Verfolgungsbürokratie lange Zeit entkam. Zudem war sie durch ihre so genannte Mischehe geschützt. Nach Kriegsende nahm Lux ihren Beruf wieder auf und arbeitete bis kurz vor ihrem Tod an der Elisabeth-von-Thadden-Schule in Heidelberg. Hilde Schramm begegnete ihr dort und war tief beeindruckt von der Person und Lehrerin, die sie als Jüdin wahrnahm und die sich selbst als Protestantin verstand. Die Zuschreibung »jüdisch« behält Schramm bei, worüber sich vortrefflich streiten ließe. Ist es angemessen, jemanden als Jüdin zu benennen, der dies nicht als Selbstbezeichnung wählte und der erst in der Verfolgung zur Jüdin wurde? Schramm reflektiert dieses Problem und thematisiert, dass Lux sich nicht als Jüdin verstand. Sie konstatiert zunächst, dass die Zuschreibung als jüdisch sie an Dora Lux faszinierte. »Ihr Gesicht traf in mir auf das Bild »des Juden« in der NS-Propaganda, das ich als Kind gesehen haben muss und offenbar noch in mir trug. In Gestalt von Frau Lux erschien es mir überaus liebenswürdig.« Sofort problematisiert sie aber die projektive Wahrnehmung und thematisiert, in welcher Weise sie selbst lange die NS-Zuschreibungen des Jüdischen übernommen habe. An die Stelle »der Jüdin« tritt die Formulierung »jüdische Herkunft«. Diese Vorgehensweise überzeugt nicht in Gänze. Denn sie bedeutet wiederum eine Zuschreibung aufgrund von Kriterien, die Dora Lux vermutlich selbst nicht geteilt hätte. Schramm beginnt hier die Auseinandersetzung mit den eigenen Stereotypen und Vorstellungen, die sie aber nicht

konsequent zu Ende denkt. Dora Lux als von jüdischer Herkunft, also als Jüdin zu bezeichnen, richtet sich gegen deren eigene Identitätskonstruktion.

Dora Lux wird von Schramm als facettenreiche Persönlichkeit beschrieben: als Akademikerin und Lehrerin, als Mutter, Partnerin und Familienmensch ebenso wie als Intellektuelle und als Sportlerin. Das Buch ist in fünf Teile gegliedert, die sich mit Ausnahme des ersten Teils als biografische Abschnitte verstehen lassen. Der erste Teil des Buches enthält Erinnerungen ehemaliger Schülerinnen, der zweite beschäftigt sich mit ihrer erstrittenen gymnasialen und akademischen Ausbildung, der dritte mit der Zeit ihrer Berufstätigkeit und ihrem Familienleben, der vierte mit ihrem Handeln und Überleben während der nationalsozialistischen Verfolgung und der fünfte Teil thematisiert jene Lebensphase, in der Hilde Schramm Dora Lux als alte Frau in Heidelberg traf. Ergänzt wird das Buch durch fünf Exkurse, die über die Webseite des Rowohlt Verlags abzurufen sind. Diese Exkurse beinhalten bisher unbekannte Quellen, die Hilde Schramm zugänglich macht.

Die letzten beiden Hauptkapitel des Buches sind von besonderem Interesse. Im vierten Kapitel zeigt Schramm eindrücklich, wie aus der protestantischen Frauenrechtlerin und Demokratin die verfolgte Jüdin Dora Lux wurde. Dora Lux erhielt zwar mit Beginn der NS-Herrschaft sofort Berufsverbot, war durch ihre Ehe mit dem nichtjüdischen Sozialisten Heinrich Lux jedoch zunächst geschützt. Nach dem Berufsverbot arbeitete sie als Redakteurin und Autorin für die Zeitschrift *Ethische Kultur* und half ihrem Mann aus. Sie schrieb widerständige und regimiekritische Texte und stand in Verbindung mit der Bekennenden Kirche. Zugleich half sie mehrfach verfolgten Verwandten, Bekannten und Unbekannten und brachte damit sich und ihre Familie in Gefahr, indem sie zum Beispiel Untergetauchte wochenlang beherbergte. Wenige Monate nach dem Tod ihres Mannes verließ sie im